

obgleich die politischen Verhältnisse in diesem Gebiet überall die gleichen sind, so daß es gänzlich überflüssig wäre, in Bodenbach, Wernsdorf, Reichenberg und Gablung separate Politik zu machen, während ein einheitliches Blatt, eventuell mit verschiedenem lokalen Teil, große Verbreitung gewinnen müßte und die jetzigen Detailredaktionen zu Parteisekretariaten umgewandelt werden könnten. Der letzte Landesparteitag für Deutschböhmen in Prag hat die Herausgabe eines einheitlichen Tageblatts für Deutschböhmen in Prag beschlossen, neben dem die heutigen neun Provinzialblätter einmal wöchentlich weitererscheinen sollen. Es hat sich aber noch kein Kreis fest verpflichtet, mit dem Erscheinen des neuen Landesorgans auf ein bloßes Wochenblatt zurückzugehen.

Ein Hauptgrund für die schlechte Lage der Parteipresse ist der Mangel an Großstädten (die größte deutschböhmsche Stadt hat mit den Vororten 60 000 Einwohner, in ganz Oesterreich gibt es nur zwei deutsche Städte mit mehr als 100 000 Einwohner); immerhin aber muß der Zustand, daß die deutschösterreichische Partei erst über zwei Tageblätter verfügt, genau so, wie die so viel schwächere polnische Partei Galiziens, während z. B. die tschechische Sozialdemokratie es auf drei Tageszeitungen (in Prag, Brünn und Wien) gebracht hat, als höchst rückständig bezeichnet werden. Es ist möglich, daß in Salzburg und Innsbruck bald sozialdemokratische Tageblätter erscheinen werden.

Zu taktischen Debatten dürfte der Parteitag kaum Anlaß finden. Er wird voraussichtlich eine tatkräftigere Agitation gegen die Teuerung einleiten, die auch zur neuerlichen Aufklärung der Volksmassen über das von der Bourgeoisie über alles gefährdete Kapitel der direkten und indirekten Steuern benutzt werden dürfte. Die deutschbürgerliche Presse hofft von dem Reichenberger Parteitage einen nationalen Krach. Die Freude wird ihr nicht werden. Die Gegensätze, die die österreichische Nationalitätenfrage auch im Innern der Sozialdemokratie aufgezeigt hat, werden am Wege der umfassenden Agitation für eine radikale und der Entwicklung entsprechende Lösung der Nationalitätenfrage beseitigt werden. Der Reichenberger Parteitag wird erkennen müssen, daß die Spaltung in der böhmischen Sozialdemokratie auf die ungelösten nationalen Fragen zurückzuführen ist, an deren weiteren Bestand nur die Bourgeoisie ein Interesse hat.

Aus der Partei.

Vernsteins Feststellungen.

Durch zwei Feststellungen sucht Vernstein zu erweisen, daß ich ihn aus der Neuen Zeit hinausgebeissen habe. Beide sind Zitate aus Kautskys Briefen.

Das eine Zitat gibt dem Kerger über meine Polemik mit Vernstein Ausdruck, in der ich „fast nur Personalien zum besten“ gegeben habe. Ob diese Beurteilung meiner kritischen Arbeiten über das Vernsteinsche Buch gerechtfertigt ist, kann ich ruhig dem Urteil meiner Leser überlassen. Wie immer aber man über jene Arbeiten denken mag, es wird wohl niemand auf den kuriose Gedanken kommen, ich hätte sie verfaßt, um Vernstein aus der Neuen Zeit „hinauszubeissen“! Was soll also die Verurteilung auf Kautskys Urteil darüber?

Und nun die zweite „Feststellung“. Ich hatte erklärt, die einzige Beschwerde, die Vernstein gegen meine Redaktionsführung richtete, sei vom Parteivorstand einstimmig als unberechtigt zurückgewiesen worden. Dagegen wendet sich Vernstein. „Das stimmt nicht. Nicht als „unberechtigt“ wurde die Beschwerde zurückgewiesen, sondern auf Grund eines bestimmten, von Kautsky abgegebenen Versprechens.“

Hier gibt Vernstein selbst zu, daß seine Beschwerde zurückgewiesen wurde. Hätte man das getan, wenn man sie als „berechtigt“ erkannt hätte? Was soll da nicht stimmen?

Ja, der Parteivorstand soll die Klage Vernsteins erst zurückgewiesen haben, nachdem ich ein „Versprechen“ abgelegt! Und worin bestand dieses Versprechen, in dem Vernstein offenbar eine Art Genugtuung für ihn sieht, eine Konzeption an ihn, zu der ich gezwungen wurde? Ich hatte „versprochen“, meine eigenen, von mir selbst aufgestellten redaktionellen Grundsätze, die mich zur Ablehnung des Vernsteinschen Artikels veranlaßten, auch künftighin einzuhalten! Das bezeugt für Vernstein deutlich, daß seine Beschwerde nicht als unberechtigt zurückgewiesen wurde, wenn auch der Parteivorstand mir recht gab.

Daß Vernstein sich durch diesen Gedankengang von Kautsky trösten ließ, beweist, welch kluger Menschenkenner dieser war. Für die Fabel von dem „Hinausbeissen“ Vernsteins beweist dieses Zitat aber ebenjowenig als das andre.

Und damit hoffe ich, ist die „Hinausbeissungslegende“ ebenso begraben wie die „Ausjüngungslegende“.

K. Kautsky.

Kuer und Vernstein.

Zu dem Thema über das „Hinausgebeissenwerden“ Vernsteins aus der Neuen Zeit habe ich mich bisher nicht geäußert, weil Kautsky „der Nächste dazu“ war; nunmehr aber, da Kuer in den Streit gezogen wird, halte ich mich für verpflichtet, einige Bemerkungen dazu zu veröffentlichen.

Nachdem die Polemik wegen Vernsteins Revisionsklausur bereits jahrelang gewährt hatte, war Kuer weit entfernt davon, anzunehmen, daß die Redaktion der Neuen Zeit daran denke, Vernstein „hinauszubeissen“. Im Sommer 1899 hatte ich Vernstein in der Neuen Zeit gegen Angriffe Plekchens verteidigt, worauf mir Kuer am 10. Juli desselben Jahres brieflich dankte und hinfügte:

„Der arme Ede tut mir herzlich leid. Ich bin gewiß an allerhand gewöhnt, aber wenn ich denke, daß ich mich von Parvus, Ledebour und Schönlank, unter Beifall der Mehrzahl der Genossen, als Abtrünniger aus der Partei hinausjagen lassen soll, so weh ich nicht, was ich bei der Gelegenheit machen würde. Nun schmerzt Ede besonders, daß er gewissermaßen als „Gezeichnete“ aus der Neuen Zeit ausgemerzt werden soll. Sollte sich denn das nicht vermeiden lassen? Daß Ede nicht mehr namens der Redaktion in der Neuen Zeit schreiben kann, ist ja klar. Aber als Mitarbeiter müßte er doch Platz haben. ... Ewig wird das Verhältnis auf keinen Fall dauern. Wie alles ein Ende nimmt, so wird dies auch mit der Mitarbeiterchaft Edes der Fall sein. Ja, ich bin überzeugt, daß das Verhältnis zwischen Ede und der Neuen Zeit längst gelöst sein wird, ehe der große Kladderadatsch kommt. Nun haben Sie ja wohl offiziell bei der Sache so wenig mitzureden wie ich, aber ganz ungehört würde Ihre Stimme gewiß nicht verhallen. Besonders Kautskys Ohr besitzen Sie. Es wäre des Schweißes der Ehlen wert, über die ganze Geschichte ohne Klatsch wegzukommen.“

So ungerade nun auch der Vorwurf ist, den Kuer gegen Parvus, Ledebour und Schönlank erhebt, so geht doch aus diesem Briefe hervor, daß Kuer weit davon entfernt war, in der Redaktion der Neuen Zeit irgendeine Neigung zum „Hinausbeissen“ Vernsteins voranzusehen. Nun sagt man vielleicht: Ja, das war am 23. Juli 1899, aber am 24. April 1900 lag die Sache anders. Nun freilich — lag die Sache anders, aber nicht, weil die Redaktion der Neuen Zeit sich an Vernstein verständigte, sondern weil Kuer im September 1899 auf dem Parteitage in Hannover eine Niederlage erlitten hatte, die auf lange Zeit hinaus sein Urteil über Parteiangelegenheiten stark trübte. Es heißt keinen Schatten auf den toten Genossen werfen, dessen Leben so ganz und gar mit dem Leben der Partei verflochten war, wenn ich sage, daß er durch die starke Opposition gegen seine Wiederwahl in den Parteivorstand auf viele Monate sozusagen das geistliche Gleichgewicht verloren hatte. Einen durchschlagenden Beweis dessen besitze ich in einem Briefe, worin er mir, obwohl ich ihm keineswegs nahe stand, am 28. Oktober 1899 sein Herz ausschüttete. Er fiel darin über die „beiden Aiten“ in einer Weise her, die noch weit ungerader war, als das Urteil, das er über Kautsky nach Vernsteins Angabe in derselben Zeit gefällt hat.

Für mich hat einmal die Versuchung nahe gestanden, den Brief zu veröffentlichen, nämlich als Kuer auf dem Dresdner Parteitage in einer mich schwer verletzenden, aber, wie gerade dieser Brief zeigt, objektiv unzutreffenden Weise über meine und seine Beziehungen gesprochen hatte. Ich habe dieser Versuchung widerstanden, aus Gründen, die ich keinem Genossen auseinandersetzen brauche. Genosse Vernstein aber kennt solche Mißlichkeiten nicht. Wie er einmal aus einem vertraulichen Briefe Kautskys eine verärgerte Äußerung über Parvus in die Öffentlichkeit warf, um Kautsky und Parvus zu verheben, wie er ein andermal aus einem vertraulichen Briefe von mir eine verärgerte Äußerung über Kautsky in die Öffentlichkeit warf, um Kautsky und mich zu verheben, so veröffentlicht er jetzt eine verärgerte Äußerung, die Kuer in einem vertraulichen Briefe über Kautsky getan hat, um diesen einer verwerflichen Handlungsweise zu beschuldigen. Das tut derselbe Genosse Vernstein, der in den Augen derselben Berliner Volkszeitung, die einmal über Ledebour und mich den infamsten Hungerboykott verhängt hat, sinnige Betrachtungen schüttet über den geistigen und leiblichen Hunger, der ihm in der Partei bereitet wird.

Wer, wie ich, Zeuge der schweren Seelenkämpfe gewesen ist, in denen sich Kautsky von seiner langjährigen Freundschaft mit Vernstein losgerissen hat, immer wieder neue Anknüpfungen suchend, die immer wieder durch neue Hochthaten zurückgehoben wurden, der kann nur lebhaft bedauern, daß Genosse Vernstein diesen Konflikt auf den Boden kleinlichen Gezänks und niedriger Verdächtigung herabzuziehen bemüht ist. Steglitz, 2. September 1900. F. Mehring.

Gewerkschaftsbewegung.

Verzögerung der staatlichen Unterstützung an arbeitslose Tabakarbeiter.

Bureaucratische Schwerfälligkeit und Nachlässigkeit verkrümmen den durch die Tabaksteuer arbeitslos gewordenen

nen Tabakarbeitern das Leben insofern noch mehr, als sie die Gesuche der Arbeitslosen an den Viermillionenfonds verschleppen.

Es ist vorgekommen, daß Behörden verschiedener Orte die Gesuche einfach wieder zurücksenden, weil sie gar nicht orientiert sind. Die Gesuchkenntnis der betreffenden Behörden kann also nicht weit her sein. Unter solchen Umständen erscheint es dringend geboten, daß die Oberbehörden resp. die Ministerien der Einzelstaaten Informationen an die ihnen unterstellten Behörden gelangen lassen, die den Schwerfälligen Ausschluß geben und sie zur Erfüllung ihrer Pflichten anhalten.

Ferner liegen eine nicht geringe Anzahl Fälle vor, in denen trotz eingereicherter Unterstützungsgesuche die Auszahlung der Staatsunterstützung nicht erfolgt, so daß die Verzögerungen sich nun schon bis zu drei Wochen hinziehen. Man scheint zu glauben, die um Unterstützung nachsuchenden Tabakarbeiter könnten inzwischen von Ersparnissen leben. Leider ist das undenkbar, denn der Durchschnittslohn der Tabakarbeiter — der bekanntlich rund 600 Mk. pro Jahr beträgt — läßt Ersparnisse nicht zu.

In welche Lage die Arbeiter geraten, das schildert eine uns heute zugegangene Mitteilung aus dem hessischen Orte König. Die Arbeiter der Firma Georg Böhling u. Wuhle (Sitz Hamburg) mußten vom 14. bis 23. August feiern und arbeiten seit dieser Zeit täglich nur fünf Stunden. Unter den 62 Arbeitern befinden sich Verheiratete mit Familien von 5—7 Köpfen. Der Verdienst betrug bei der verkürzten Arbeitszeit nur 4—7 Mk. Selbstverständlich befinden sie sich in höchster Not. Bereits am 16. August sind die Unterstützungsgesuche der Feiernden an das

Hauptzollamt in Darmstadt

eingereicht, aber bis zum Tage der Zufertigung dieser Mitteilung an uns hatten die Gesuchsteller noch keinen Bescheid. Das ist doch eine durch nichts zu rechtfertigende Verzögerung. Sollte die auch nur der Schwerfälligkeit des bürokratischen Apparates anzurechnen sein?

Anderwärts liegen ähnliche Fälle vor. Wir können in solchen Fällen den Tabakarbeitern nur raten, energisch gegen diese Verzögerung vorzugehen, nötigenfalls beim Ministerium Beschwerde zu erheben. Die Arbeiter haben gesetzlichen Anspruch auf die Unterstützung, es liegt also nicht im Wohlwollen der Behörden, ob sie diese genehmigen wollen oder nicht.

Daß die Not unter den durch die Tabaksteuer geschädigten Tabakarbeitern wächst, und daß sie die Verzögerung der Auszahlung der beanspruchten Unterstützung schwer empfinden, dafür zeugen Gesuche von Verbandsmitgliedern an den Vorstand des Deutschen Tabakarbeiter-Bandes, ihnen bis zur Auszahlung der Unterstützung Arbeitslosenunterstützung in Form von Darlehen zu gewähren. So muß die Organisation der Arbeiter noch Mühseligkeit leisten für das, was der Staat an den Arbeitern verschuldet, obwohl für ihn die gesetzlich bindende Pflicht vorliegt, Hilfe sofort zu leisten.

Nachmals raten wir den geschädigten Tabakarbeitern, energisch gegen den bürokratischen Schlenker zu remonstrieren, der die Not der durch die Tabaksteuer so schwer Betroffenen noch erhöht.

Ein schwerwiegender Fall wird aus Trebbin mitgeteilt. Dort wohnen sich 122 Tabakarbeiter und Arbeiterinnen mit Unterstützungsgesuchen an das Steueramt, um zu erfragen, ob beim Steueramt oder bei welcher andern Behörde diese Gesuche einzureichen wären. Die Antragsteller wurden von den unteren Beamten dabelst verläßt, daß sie schon jetzt nach dem Gelde kämen. Von Gelderhalten war ja eigentlich noch gar keine Rede. Nach Verlauf von einer Stunde ließ sich dann auch der Zollinspektor sprechen, dem dieselbe Frage vorgelegt wurde. Der Zollinspektor erklärte, daß die Behörde keine Anweisung bekommen habe, das Hauptzollamt in Potsdam zuständig sein müsse. Darauf wurden am 28. August 76 Gesuche und am 25. August weitere 46 Gesuche, jedes einzelne mit einer 10-Pfennig-Mark frankiert, an das Potsdamer Zollamt eingeleitet.

Am 20. August brachte der Briefträger die ersten 76 Gesuche zusammen an den Bevollmächtigten des Tabakarbeiterverbandes der Trebbiner Zollstelle zu rü. In dem beigefügten Schreiben wurde gesagt, daß das Hauptzollamt nicht zuständig sei, und wegen Portoersparnis die Gesuche nicht an die einzelnen Abfender zurückgegeben wurden. Nach den Mitteilungen der Tagespresse würde wohl die Polizeiverwaltung in Trebbin

munter und zuversichtlich wie zu einem heiteren Jagdzuge nebenher.

Als sie die sonderbaren neuen Verhaide und Schanzwerke im Sande erblickten, verwunderten sie sich und wußten sich nicht zu deuten, was das wolle, ärgerten sich nur über die Schlingelwege, die sie darum machen mußten; nur daß die beiden Fräulein led, doch mit einiger Beschwerde darüber hinwegkommen.

Nachdem sie auch der neuen Kirche mit Erstaunen einen Blick gegeben, wurden sie des riesigen Wagens und der seltsamen Aufstellung inne, die sie mit schweigendem Ernst erwartete. Sie stупten ein wenig, daß diese Kerle da Waffen trugen, doch Jochen Kiewer wollte sich nicht ansetzen lassen, sondern befahl, ihn gerade darauf los zu tragen und mitten in dem Kreise niederzusetzen. Den geistlichen Herrn in seinem Ornate erkannte er nicht und wußte nicht, daß er ihn früher in seinem eignen Hause schon sehr lange gekannt hatte.

„Hallo, Pfaffen“, rief er ihm höhnend entgegen, „da sind wir, unsre Reverenz zu machen.“

Und zu seinen Knechten gewendet, sagte er kurz:

„Paßt ihn und schleift ihn ins Boot, und wenn er stamptel, bindet ihn.“

Die Knechte nahmen ihre Stricke, die sie bereit hatten, und traten vor, ihren Auftrag zu vollstrecken, obgleich sie von einiger Befangenheit heimgefußt wurden, weil ihnen die vielen bewaffneten Männer nicht gefielen.

Der Prediger schaute ihnen mit stolzem Lächeln entgegen, gab einen schweigenden Wink, und unverzüglich wurden die guten Gezellen umzingelt, sauber entwaffnet und beiseite in Sicherheit gestellt.

„Hallo, Edelmannchen“, rief jetzt Barnim, „Ihr wolltet der Torheiten größte begehen, nämlich den Jörn eines Größeren zu zeigen. Ein Glüd für Euch, daß wir nicht jach sind im Jörn, sondern uns begnügen, Euch durch Großmut allein zu beschämen. Ihr dürft nach Hause zurückgehen, Jochime von Kiewer, Ihr seid begnadigt.“

Wollt Ihr aber bleiben als unsre Gäste, so seid willkommen, und wollt Ihr Gottes Wort vernehmen, so soll es Euch nicht geweigert sein.“

Der Herr von Kiewer ward von einem schmerzlichen Unfall übermannt, der ihn fast zum Ersticken gebracht hätte, und er vermochte lange Zeit nichts zu tun, als seine beiden Fäuste zappelnd in der Luft zu schwenken; doch kamen auch einige Tränen in seine Augen, denn er war immer noch weichen Herzens und leicht zu rühren. Die beiden Töchter standen neben ihm und waren ebenfalls gleichsam zu steinernen Bildern erstarrt; sie zwar zeigten in ihrem Gesichte, daß sie den Gefährten ihrer Kindheit bald erkannt hatten, und doch sahen sie ihn an wie einen ganz Fremden still und fast bänglich, wie er stand in seiner männlichen Gestalt und Art, mit flammenden Augen und dem hochmütig lächelnden Munde.

Endlich vermochte Jochen doch wieder die Junge zu regen und rief, noch in Ueberstimmung ein wenig stammelnd:

„Halunke, nichtsnuhige — auf meinem Grund und Boden — elende Landstrolcher — was unterfangt Ihr Euch? Auspeitschen will ich Euch alle und mit Hundens ins Wasser hehen, und den hergelaufenen Schwindelpaffen will ich hängen, wie sich's gebührt, auf daß Ihr lernet zu merken, wer Euer Herr ist und wem Ihr gehorchen sollt.“

Nach diesen Worten verhaspelte er sich ganz, und seine Rede ward ein unverständliches Brummeln.

Der Prediger aber hielt sich ruhig und stolz und sagte vernemlich:

„Ihr redet unbedacht, Jochime von Kiewer. Der Grund, auf dem wir stehen, ist nicht Euer Eigentum, sondern ist freier Meeresboden und herrenlos wie die Ostsee selber: der Grund, der Euer war, liegt klastertief darunter, und wollt Ihr ihn herausgraben, wird Euch niemand behindern. — Und zwar habt Ihr selbst das hundertmal zugestanden mit offenkundigem Wort, das diese alle beschwören können; und ist wohl einem Edelmann schier alles Schändliche erlaubt in deutschen Landen, also daß

er seinen Namen trägt wie der Edelstall und der Edelmarde, nämlich als Räuber und Bürger: nur allein sein Wort zu brechen ist einem deutschen Edelmann nicht erlaubt, sondern ist Schimpf und Unehre sogar vor seinesgleichen. Das werdet Ihr wissen und danach handeln. Jochime von Kiewer. — Und weiter will ich noch sagen: und wäre dies noch Euer eigener Boden, wie er es jetzt ist, so waret Ihr dennoch schuldig vor Gott, diesen armen Vertriebenen ihn abzugeben und herzukommen ohne Gegenpreis, denn Ihr zuvor und noch leider bis heute ihrer dreimal oder viermal mehre von Haus und Hof und gutem Aker gesagt habt durch Euer verfluchtes freggieriges Widgeschmeiß, das ihnen nicht vergönnte von dem Jhrigen zu leben. — Und endlich zum letzten: hier ist die eigen unterfertigte Urkunde des letzten Pommernherzogs Bogislaw, als welcher dies Rümphen Landes und Sandes gewürdigt hat unter sein Szepter zu stellen ohne des Reiches Belehnung als freien Meeresgrund von Gottes Gnaden. So ist es nun und bleibt bestehen: hier ist Freiland; der Herzog ist tot und ohne Leibeserben; diese Leute sind verwaist zurückgeblieben und ohne Herrscher, und ihr Lehnherr ist Gott im Himmel allein. Also haben sie mich nach ihrem Recht zu ihrem Herrn gesetzt mit freier Absicht und ohne Nötigung: über mir aber tenne ich keinen Herrn, auch den Kaiser nicht, und bin also an Rang jedem andern souveränen Fürsten gleichguadten, der keinem Reiche verpflichtet ist. Von jedem pommerschen Edelmann zu allermeist aber fordere ich auch mehr, fordere ich recht heilige Ehrfurcht und Ergebenheit: denn dieser schmale Landsaum hier ist jetzt das alleinige Pommern geworden, und ein anders gibt es nicht mehr: ich aber bin der Herzog in diesem Pommern! — Herr Jochime von Kiewer, Ihr wäret nach strengem Recht dem Tode verfallen als ein Landfriedensbrecher ohne angelegte Fehde; Herr Jochime von Kiewer, Wir begnadigen Euch, indem Wir Euch nur eines unwillkürlichen Irrtums zeihen: Ihr möget jetzt gehen oder bleiben, wie Euer Belieben ist.“

(Fortsetzung)